

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

53.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Mai 3, 1834.

Die Wilberforce-Wasserfälle in dem nördlichen Amerika.



Seit 1818 haben die Engländer mehrere Versuche gemacht, eine nordwestliche Umfahrt um Amerika nach dem stillen Ozean ausfindig zu machen; allein bis jetzt ist ihnen dies Unternehmen noch nicht gelungen, und seit der letzten Rückkehr des Capitán Ross weiß man, daß es vom 74 Grad N. gegen Süden keine solche Durchfahrt giebt. Jedoch hat durch diese Unternehmungen die Erdkunde gewonnen, und der Capitán Ross bringt auch die wichtige Entdeckung für den Wallfischfang mit, der in den nördlichen Meeren immer weniger ergiebig ausfiel, daß sich die Wallfische nicht mehr an den Küsten der Inseln und des festen Landes aufhalten, sondern hauptsächlich in den höhern Meeren und in deren Mitte verweilen. Die Capitane Ross und Parry haben sich um die Erd- und Naturkunde der nördlichen Gegenden der Erde große Ver-

dienste erworben. Eben so verdient hat sich der Capitán Franklin durch seine Landreise nach den Küsten des Polarmeeres gemacht. Ross's erste Reise fiel ins Jahr 1818, und Parry's erste Reise und Franklin's Reise begannen mit dem Jahre 1819. Den Capitán Franklin begleiteten Dr. Richardson und die Seeoffiziere Bick und Hood. — Capitán Bick wurde im Jahre 1833 zur Aufsuchung des Capitáns Ross ausgesandt. Seine Reise geschah zu Lande und ist auf drei Jahre berechnet; und obgleich der Letztere schon vor Kurzem wieder in England angekommen ist, so soll er doch seine Reise in Nordamerika fortsetzen und vorzüglich dessen Nordostspitze untersuchen, welche Capitán Ross nicht genau erforschen konnte.

Des Capitán Franklin's Reise ging von der Fall's-ney York, einer Station an der Ostseite von der

Hudsons-Bai aus durch die Witdnisse und über die gestornen Seen Nordamerika's, über welche er in einer westl. Richtung bis zur Mündung des Kupfergrubenflusses an der Westküste zog. Hier schiffte er sich mit seinen Begleitern in zwei Canots ein und nahm seine Reise nach Osten hin, längs den nördlichen Küsten von Amerika, beinahe 600 englische Meilen weit, wo man unmöglich weiter kommen konnte; und da ihre Canots zerstört waren, so kehrten sie zu Lande nach dem Kupfergruben-Flusse zurück, von wo sie nach einer Abwesenheit von drei Jahren ihre Reise nach Hause antraten. Capitán Parry war unterdessen in die Baffins-Bai eingelaufen, und segelte längs der Nordküste Amerika's nach Westen hin, bis seinen Fortschritten bei der Melville-Insel ein Ende gemacht ward, welche eben nicht sehr weit von der Stelle entfernt ist, die Capitán Franklin von der entgegengesetzten Seite erreichte. So viele Anstrengung auch der Capitán Parry nochmals machte, so konnte er doch nicht über diesen Zwischenraum hinweg kommen. Die Reise-Beschreibung, welche Capitán Franklin herausgegeben hat, ist eben so lehrreich als anziehend, und man sieht daraus, welche Stärke und welchen Muth ihnen bei den außerordentlichen Gefahren und Hindernissen das Lesen religiöser Bücher gewährte, die ihnen eine Dame bei ihrer Abreise aus England mitgegeben hatte. Der heroischste Muth ist der, welcher sich auf wahre Frömmigkeit gründet.

Den arktischen Gegenden fehlt es nicht an großen und erhabenen Scenen; es giebt wenig Gegenstände in der Natur, welche an Pracht den Wilberforce-Wasserfällen im Hoodflusse gleichkommen. Die Abbildung, welche wir hier liefern, ist nach Capitán Back's geistvoller Zeichnung gemacht, und Capitán Franklin beschreibt diese Wasserfälle folgendermaßen:

Wir setzten unsere Reise den Fluß hinauf fort, aber die Untiefen und Stromschnellen wurden so häufig, daß wir den ganzen Tag am Ufer hingingen. Die Matrosen strengten sich aus allen Kräften an, die auf diese Art erleichterten Canots über die Untiefen hinweg zu bringen oder die Stromschnellen hinauf zu ziehen; allein unsere Reise dauerte in gerader Linie nur ungefähr sieben englische Meilen (wovon fünf auf eine deutsche gehen). Des Abends lagerten wir uns am unteren Ende einer schmalen Schlucht oder Spalte in den Felsen, durch welche der Fluß ungefähr eine englische Meile weit hindurch fließt. Die Wände dieser Schlucht sind ungefähr zweihundert Fuß hoch, ganz senkrecht und an einigen Stellen bloß etliche Ellen von einander entfernt. Der Fluß stürzt in dieselben über einen Felsen weg, und bildet zwei prächtige und malerische Fälle dicht neben einander. Der obere Fall ist ungefähr sechzig Fuß hoch und der untere wenigstens hundert, vielleicht aber auch bedeutend mehr; denn wegen der Enge der Schlucht, in die er fiel, konnten wir nicht bis auf seinen Grund sehen, und wir konnten bloß den obern Theil des Schaumes weit unter unsern Füßen unterscheiden. Der untere Fall theilt sich wegen einer einzeln stehenden Felsensäule, welche sich ungefähr vierzig Fuß hoch erhebt, in zwei. Der Hinabfall des Flusses überhaupt beträgt an dieser Stelle wahrscheinlich über zweihundert und fünfzig Fuß. Der Felsen besteht aus einem sehr feinen Sandsteine; er hat eine glatte Oberfläche und eine blaßröthliche Farbe. Ich habe diese prächtigen Wasserfälle Wilberforce-Wasserfälle zu Ehren des Menschenfreundes Wilberforce genannt. — Wilberforce ist vor Kurzem gestorben und war einer der

größten und beredtesten Gegner des Sklavenhandels, zu dessen Abschaffung er als Parlamentsmitglied vorzüglich mitgewirkt hat. Er erreichte ein sehr hohes Alter und hat noch die beschlossene Aufhebung der Sklaverei auf den englisch-westindischen Inseln erlebt.

Der Sagobaum.

Der Sagobaum ist in Ostindien, auf den südlichen Inseln Afriens und in Neuguinea zu Hause, und gehört zu den niedrigsten Bäumen aus der Familie der Palmen. Den Brotbaum ausgenommen, möchte wohl schwerlich ein Baum auf der Erde bekannt seyn, der ein so gesundes, so reichliches und mit so wenig Mühe zu gewinnendes Nahrungsmittel liefert, als der Sagobaum. Selten übersteigt seine Höhe dreißig Fuß, aber er wird so dick, daß ihn kaum ein Mann umspannen kann. Ehe der Stamm die Höhe von sechs Fuß erreicht, ist er mit einer Art Dornen oder Stacheln bedeckt, welche die junge, zärtliche Pflanze gegen Beschädigungen von Thieren schützen und von selbst abfallen, wenn der Baum kräftiger geworden ist. Der Stamm ist hohl und enthält ein ungefähr einen Zoll dickes essbares Mark, welches der Länge nach häufig von Fasern durchwachsen ist. Aus diesem mehrlartigen Stoffe wird der im Handel zu uns kommende, zur Nahrung dienende Sago bereitet. Der Baum pflanzt sich sowohl durch Samen als auch durch Ausläufer aus den Wurzeln von selbst fort; auch bedarf er keiner besondern Pflege und Wartung, denn man trifft ganze Wälder von demselben an. — Von den Blättern flechten die Insulaner sehr hübsche Korbarbeit, Fußmatten, und bedecken ihre Häuser damit. Sie werden an einander gereiht oder auf Latten befestigt und sind dann als Dach so bequem, daß sie auch dem stärksten Regen widerstehen und wohl sieben bis zehn Jahre dauern. Aus einem einzigen großen Baume gewinnt man 4- bis 5-, ja zuweilen 6 hundert Pfund Sagoemehl. Der Sagobaum erreicht seine volle Größe erst nach 15 Jahren, doch ist das Mark schon im 5. und 6. Jahre brauchbar. Die gehörige Reife des Marks erkennt man, wenn die Blätter sich mit einem weißen Staube bedecken. Auf Amboina bohrt man wohl auch ein Loch in den Stamm, und nimmt etwas Mark heraus; hat es die gehörige Reife noch nicht, so verklebt man das Loch wieder und wartet noch eine Zeitlang. Ist aber das Mark gehörig reif, so haut man den Baum möglichst nahe an der Wurzel ab, und ist der Baum lang, so theilt man ihn in mehrere Stücke; ist er nicht lang, so läßt man ihn ganz und spaltet ihn der Länge nach, doch so, daß an den Enden etwas Holz stehen bleibt, so daß er, wenn man das Mark herausgenommen, einem Kahn ähnlich ist. Ist das Mark mit einem harten Instrumente herausgekragt, so wird es sogleich wieder in den hohlen Stamm geschüttet, reines Wasser darauf gegossen, und mit einem Holze oder mit den Händen geknetet. Bei dieser Arbeit trennt sich der saftige Theil von dem mehligem; jener schwimmt oben und dient dann als Futter für die Schweine; das Mehl aber sinkt zu Boden. Um das Mark noch mehr zu reinigen, begießt man es beständig mit Wasser, läßt dieses ablaufen und drückt das Mehl durch ein Sieb, welches aus den langen Fasern verfertigt ist. Das gröbere, saftige Mark, welches durch das Sieb nicht hat durchgehen können, wird abgefondert. Je öfter dieses Waschen und Durchsieben vorgenommen wird, desto feiner und weißer wird das Mehl.

Aus diesem sorgfältig gereinigten Mehle backen die Bewohner jener Länder Brod. Wenn das zum Brodbacken bestimmte Sagomehl fast ganz trocken ist, so wird es in viereckige oder längliche steinerne Formen gethan, die vorher gehörig heiß gemacht worden sind. Nach 10 bis 12 Minuten ist das Gebäck fertig. Die Gestalt und Größe dieses Bannes ist sehr verschieden, die Farbe roth oder röthlich. Diese Brode halten sich mehrere Jahre. Ehe sie aber genossen werden können, müssen sie in Wasser eingeweicht werden. Der niedern Volksklasse dienen dieselben, mit Salz und Gewürz genossen, fast zur einzigen Nahrung. Die kräftige Gesundheit der Bewohner jener Inseln beweist, daß dieses Nahrungsmittel sehr kräftig und stärkend ist.

Zu uns wird der Sago in Körnern gebracht; dieß ist aber nicht sehr lange her. Vor 1729 kannte man den Sago in Körnern so wenig in England, als vor 1740 in Frankreich, und erst 1744 wurde er in Deutschland gebräuchlich. Diese Körner werden aus dem noch nicht völlig trocknen Mehle bereitet, indem man das Mehl mit den Händen in kleine Stücke zerreibt, die sich durch das Werfen mit einer Wurf-schaufel in Körner bilden. Die gleiche Größe bekommen sie durch das Sieben. Dann werden sie zuerst in der Sonne und hierauf in einem eisernen Ofen bei gelindem Feuer völlig getrocknet. Die Farbe ist weißlich oder rothbraun. Die Körner lassen sich, wenn sie trocken gehalten werden, mehrere Jahre unverdorben aufbewahren. Im Wasser lassen sie sich leicht erweichen, und sind ein sehr gesundes Nahrungsmittel.

Mit den aus Sagomehl bereiteten Broden treibt man in ganz Indien einen sehr starken Handel; besonders dienen sie als Mittel bei dem Tauschhandel. Soldaten und Matrosen, welche im Dienste der Holländer und Engländer stehen, erhalten gewöhnlich solche Sago-brode als Proviant.

Im Handel kommt auch sogenannter deutscher Sago vor. Dieser wird aus dem Kraftmehle des Weizens oder der Kartoffeln bereitet und unterscheidet sich von dem englischen (ostindischen) dadurch, daß die Körner gleichmäßiger rund und weißer von Farbe sind, und sich im Wasser leichter zu einem Brei auflösen, während der englische eine gallertartige Masse bleibt; auch ist der deutsche Sago nicht so nahrhaft und kräftig, als der englische.

Neu-Seeland

Neu-Seeland in Australien besteht aus zwei großen Inseln, welche durch die Cookstraße von einander getrennt sind. Die Nachrichten, welche wir von diesen Inseln und deren Bewohnern haben, sind höchst mangelhaft und beschränken sich fast nur auf die Küstenländer. Der Holländer Tasman entdeckte diese Inseln im Jahre 1642. Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1769, wo Cook auf seiner ersten Entdeckungsreise nach Neu-Seeland kam, waren diese Inseln nicht besucht worden. Einige spätere Seefahrer, welche an diesen Inseln zu landen versuchten, wurden von den wilden, kriegerischen Einwohnern, welche noch überdies durch früher erlittene Gewaltthatigkeiten der Europäer aufs höchste gereizt worden waren, so übel empfangen, daß sie froh waren, mit dem Verluste eines nur kleinen Theils ihrer gelandeten Mannschaft ihren Versuch, das Innere des Landes kennen zu lernen, zu bezahlen. Dies ist auch der Grund gewesen, daß über die Neuseeländer das Verwerfungs-urtheil gesprochen und sie für die rohsten und grau-

samsten Barbaren erklärt worden sind. Doch übereilen wir uns nicht in unserm Urtheile über jene Völkerschaft! — Dürfen wir uns wundern, wenn jene wilden, unbändigen Naturen die abscheulichsten und empörendsten Grausamkeiten gegen die Europäer ausübten, nachdem sie vorher von diesen Gewaltthatigkeiten und Willkürlichkeiten mancherlei Art hatten erdulden müssen, welche sie um so mehr empörten, da sie den Europäern ohne feindselige Gesinnung, vielmehr mit der natürlichsten Offenherzigkeit entgegengekommen waren. In den meisten Fällen trugen die Europäer die Schuld, wenn sie von jenem Volke so übel empfangen wurden. — Eine Thatsache diene als Beweis: Einige Neu-Seeländer waren mit den Engländern in freundlichen Verkehr getreten und hatten den Wunsch geäußert, europäische Sitten kennen zu lernen. Diese Bitte wurde ihnen mit vielem Vergnügen gewährt. Der Sohn eines Häuptlings und einige gemeine Neu-Seeländer schifften sich auf einem englischen Schiffe ein und kamen nach London. Capitan Thompson erhielt im Jahre 1809 den Auftrag, sie in ihre Heimath zurückzuführen. Während der Seereise nöthigte sie der Capitan, Matrosendienste zu thun, was auch von den gemeinen Neu-Seeländern mit viel Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit geschah; nur der Sohn des Häuptlings weigerte sich standhaft, indem er sich auf seine angestammte Würde berief. Thompson ließ ihn nicht nur derb züchtigen, sondern spottete auch über seine Häuptlingswürde. Die Brust des Jünglings brüdete Rache. Kaum war Thompson mit einem Theile der Mannschaft gelandet, so fielen die Neu-Seeländer, die schon von der erlittenen Züchtigung des Sohnes eines Häuptlings und von dessen erduldetem Schmach benachrichtigt worden waren, über die Engländer her und erschlugen sie alle; eben so erging es denen, die auf dem Schiffe zurückgeblieben waren. Nur ein Weib, zwei Kinder und ein Kajütenjunge, welche sich in dem Schiffsraume versteckt hatten, entgingen dem allgemeinen Blutbade.

Es ist zu bedauern, daß wir bis jetzt noch keine sichern Nachrichten über die Bewohner jener Inseln haben, da sie sich in mehr als einer Hinsicht vor den Bewohnern der australischen Inseln auszeichnen. Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit ist ein Grundzug ihres Charakters. Muthig stellten sie sich den noch nie gesehenen Feuern der Europäer entgegen und flohen nicht, wie andere rohe Völker zu thun pflegen. Wenn sie aber in ihren Kriegen unmenschliche Grausamkeit beweisen, so ist dies mit dem gänzlichen Mangel aller Civilisation wohl zu entschuldigen. Sie staunten nicht die Werkzeuge der Fremden mit dumme Gleichgültigkeit an, sondern sie forschten nach dem Zwecke und dem Gebrauche derselben und baten, sie mit solchen Werkzeugen zu versorgen; sie verschmähten glänzende Spielereien, wenn sie dafür ein nützliches Werkzeug erhalten konnten. Die Neu-Seeländer haben viele Geistesanlagen, daher haben sie auch die Kunst roher Naturmenschen möglichst ausgebildet und zeichnen sich besonders in der kunstvollen Verfertigung der Waffen vor allen unkultivirten Völkern vortheilhaft aus. — Zu läugnen ist freilich nicht, daß sie in anderer Hinsicht wenig über das Thier erhaben sind und zu den verabscheuungswürdigsten Kannibalen gehören. Mit thierischer Wollust lecken sie das Blut aus den Wunden ihrer im Todeskampfe röchelnden Feinde und verzehren dann ihr Fleisch, nachdem sie es in Erdgruben gebraten haben. Diese Gruben, welche ihnen auch zur Bereitung ihrer übrigen Speisen dienen,

sind einige Fuß tief, werden mit trockenem Holze gefüllt und mit Steinen bedeckt. Sobald die Steine durch das Feuer rothglühend geworden sind, wird die Asche herausgenommen, die Seiten und der Boden mit grünen Blättern bedeckt, und Stücke des zu bratenden Leichnams hineingelegt. Dann wird darüber ein kleiner Erdhügel aufgeworfen, damit die Hitze nicht sobald verfliehe, und nach kurzer Zeit ist das Fleisch gebraten. — Es haben sich Einige bemüht, die Neu-Seeländer von der Anklage der Menschenfresserei frei zu sprechen, und die Erzählungen davon für Märchen zu erklären; allein die Nachrichten aller Reisenden und besonders die Berichte einiger Missionäre, welche Augenzeugen dieses Kannibalismus waren, stimmen zu sehr überein, als daß man länger daran zweifeln könnte. Diese Nachrichten werden noch durch Cook's Berichte beglaubigt, daß bei den Neu-Seeländern der Glaube herrsche, ihren Feinden durch das Verzehren ihrer Körper nicht nur die größte Schmach anzuthun, sondern auch ihre Seele in ewiges Elend zu stürzen. — Diesen Kannibalismus üben sie also nur gegen ihre Feinde, nie gegen ihre Verwandten oder Freunde oder ihre im Kampfe gefallenen Mitstreiter. Daher wendeten sie sich auch mit allen Zeichen eines innern Abscheus weg, als sie gefragt wurden, warum sie nicht auch ihre Freunde verzehrten.

Die Art und Weise, wie die Neu-Seeländer sich nach einer längern Trennung begrüßen, ist charakteristisch und zeugt eben so wohl von ihrer Rohheit, wie von ihrem tiefem Gefühle. Kehet ein Häuptling von einer längern Reise oder von einem Kriegszuge zurück, so gehen ihm die Bewohner seines Dorfes entgegen, drängen sich um ihn, werfen sich auf die Knie und beginnen laut zu schreien, indem sie ihre Arme, Gesichter und andere Theile des Leibes mit scharfen Rieseln zerschneiden, wovon jeder eine Anzahl an einer Schnur befestigt am Halse trägt, bis das Blut stromweis aus den Wunden fließt. Der Missionär Nikolaus beschreibt eine solche Scene leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Ein Neu-Seeländer, Namens Tui, der sich lange in Neu-Süd-Wales aufgehalten hatte, kehrte mit den Missionären Nikolas und Marsden in seine Heimath zurück. Tui, der sich viel darauf zu gut that, englische Sitten kennen gelernt zu haben, betheuerte, er würde bei seiner Ankunft weder schreien, noch weinen. Lange blieb er seinem Vorsatze treu und unterhielt sich lebhaft mit dem Missionär; als aber ein junger Häuptling, der mit ihm von gleichem Alter und sein bester Freund war, sich näherte, vermochte er nicht, sich länger zu halten; er flog in seine Arme und weinte heftig. Derselbe Tui war später mit seinem Bruder Korro-Korro in England. Korro-Korro war als einer der tapfersten Krieger der Insel bekannt und wegen seiner vielen erfochtenen Siege weit und breit berühmt. Als dieser rauhe Krieger später in seine Heimath zurückkehrte, kamen ihm mehrere Weiber und Kinder entgegen, an deren Spitze eine Matrone, vom Alter krumm gebeugt, ging und Gebete murmelte. Sie vermochte kaum, sich an einem langen Stabe aufrecht zu erhalten. Sie war des Häuptlings Muhme. Als Korro-Korro sie erkannte, fiel er ihr um den Hals, hielt seine Nase an die ihrige, und in dieser Stellung blieben beide einige Minuten lang, indem sie mit einander mit leiser und von Nahrung erstickter Stimme redeten; dann rissen sie sich von einander los und machten ihren Gefühlen durch bitterliches Weinen Luft. Der tapfere, sonst wilde und trogige Häuptling blieb über eine Viertelstunde auf seine Flinte gelehnt,

während dicke Tropfen über seine derben, männlichen Wangen rollten. Dann näherte sich die Tochter der alten Frau, und eine neue, wo möglich noch rührendere Scene der Zärtlichkeit fand zwischen beiden Verwandten Statt. Seine Nase weinte so heftig, daß die Matte, die sie als Kleidung trug, im eigentlichen Sinne von ihren Thränen ganz durchnäßt war.

Die Dörfer, in denen die Neu-Seeländer beisammen wohnen, sind klein und stehen gewöhnlich auf Bergen; die Feindschaft, welche unter den Dorfschaften gegen einander herrscht, hat sie veranlaßt, sie mit Graben und Pallisaden zu umgeben, um sie vor plötzlichen Ueberfällen zu schützen. Die Hütten sind elend, und die Thüre so niedrig, daß man hineinkriechen muß. Die Wohnungen der Häuptlinge zeichnen sich dadurch aus, daß sie größer sind und statt des gewöhnlichen Eingangs eine Oeffnung haben, die mit einem Schieber verschlossen werden kann. Vor der Hütte ist eine Art Schuppen, der zuweilen mit einem auf Pfosten ruhenden Dache versehen ist; nie aber hat er Seitenwände. Unter diesem Schuppen halten sie sich den größten Theil des Tages auf; hier verrichten sie ihre Arbeiten, hier essen und schlafen sie. Außer der Unnehmlichkeit des Klimas mag wohl ein Hauptgrund dieser Sitte in der den Neu-Seeländern gewöhnlichen Abneigung liegen, sich da aufzuhalten, wo eßbare Sachen über ihren Köpfen hängen. Daher müssen auch die Kranken Alles, was sie essen, außer dem Hause zu sich nehmen. Bei den Mahlzeiten dürfen die Sklaven nie mit ihren Herren essen, sondern sie erhalten vorher ihr gehöriges Theil.

Die Neu-Seeländer sind im Allgemeinen groß und wohlgestaltet, ohne gerade wohlbeleibt zu seyn. Ihre festen und runden Muskeln zeigen an, daß sie die Kraft mit der Geschwindigkeit vereinigen. Sie tragen den Kopf hoch, die Schultern niedrig, und in ihrer ganzen Haltung würde es nicht an einem gewissen Stolze fehlen, wenn sie nicht die Gewohnheit hätten, kauend in ihren Hütten zu leben. Diese Stellung gewöhnt ihre Kniekehlen zu einer Biegung, welche der Grazie des Ganges nachtheilig ist. Die Züge dieser Menschen sind scharf; die meisten haben ihr Gesicht fast ganz mit einer symmetrischen Tätowirung bedeckt, welche mit einem bewundernswürdigen Geschmacke und zarter Feinheit gestochen ist. Auf diese kunstvollen Figuren sind sie stolz, denn sie sind die Urkunden kriegerischer Tapferkeit. Die Männer scheeren den Hinterkopf und binden das übrige Haupthaar auf dem Wirbel in einen Büschel zusammen. Dieser Kopfschmuck ist oft mit einigen Federn von Seevögeln geziert, welche an den Schläfen tief herabhängen. Sie putzen sich gern mit Ohrringen und Halsbändern, die gewöhnlich aus kleinen menschlichen Knochen, den Trophäen eines blutigen Sieges, bestehen. Die Haut dieser Insulaner ist braun, und der Ocker, mit welchem sie sich oft einreiben, gibt ihnen eine röthliche Farbe. Ihre Kleidung besteht aus einem Schurz um die Lenden und einer Decke, die aus dem seidenartigen Flachse, welchen der Erdboden dort in reicher Fülle hervorbringt, gewebt sind. Diese Bekleidungen sind wahre Meisterstücke der Kunst und der Geduld, wenn man bedenkt, wie einfach die Mittel sind, welche die Eingebornen zur Fertigung derselben anwenden. — Ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Fische und Wurzeln. Auf Fertigung ihrer Waffen wenden sie große Sorgfalt, besonders auf ihr Pātu-Pātu, eine Waffe, die unserm Beile nicht unähnlich ist. Sie wird aus einem grünen Talksteine gefertigt und mit vielen Zierrathen geschmückt. Jetzt haben

sie durch die Wallfischfänger auch Feuergewehre erhalten. Ihre Hausgeräthe sind sehr einfach und beweisen, wie wenig Sorgfalt sie auf Zubereitung ihrer Speisen wenden. Auch sprechen die Reisenden nur mit Ekel von der Art und Weise, ihre Mahlzeiten zu halten, und von der Unreinlichkeit, die dabei herrschte. Beifolgendes Bildchen zeigt uns einen Neu-Seeländer, der aus einer Calabafche, ihrem gewöhnlichen Trinkgefäße, trinkt. Es bedarf keiner weitern Erklärung.



Neuseeländer, aus einer Calabafche trinkend.

Der Wilde bringt seine Mundöffnung mit dem Schlunde in eine solche Richtung, daß es ihm möglich wird, seinen Durst durch Eingießen aus der Calabafche in den Schlund zu löschen. Wer denkt hier nicht an die gemeinen Leute in Italien, welche mit den Apfelsinen auf ähnliche Weise verfahren. Sie beugen ihren Kopf auf ähnliche Weise wie die Neu-Seeländer und drücken den Saft jener Früchte über ihrem Munde so aus, daß er die rechte Richtung nicht verfehlt.

Der Bison-Ochse.

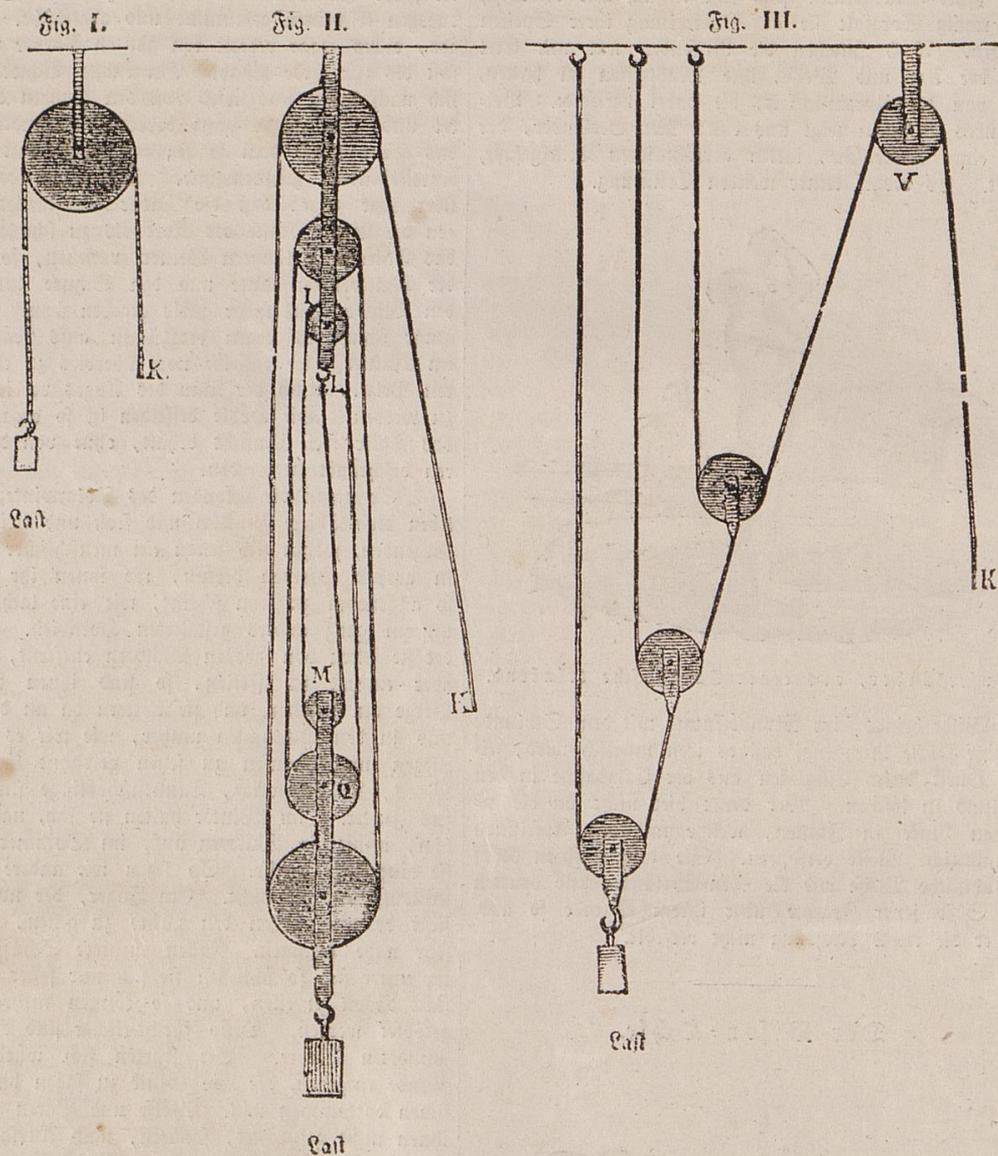


Eine ganz eigenthümliche Art des Rindviehes findet sich in den nördlichen Gegenden Amerika's, und das Exemplar, nach dessen ausgestopfter, im britischen Museum befindlicher Haut diese Abbildung gefertigt ist, wurde von Capitän Parry auf einer Expedition

nach den Polar-Seen dort geschossen. Man sieht, daß die Füße des Thieres äußerst kurz sind. Die Hörner dagegen erscheinen gekrümmt und abgeflacht. Ein langes, dickes Haar bedeckt den ganzen Körper und hängt fast bis zur Erde hinab. Ein kurzer Schweif krümmt sich nach innen und wird von den Haaren der Schenkel und Hintertheile ganz bedeckt. Besonders dick ist das Haar unter dem Halse; es gleicht fast einer verkehrtehenden Pferdemahe. Der Bau des Thieres überhaupt zeigt, daß die Natur beabsichtigte, es gegen die strenge Kälte des Nordpols zu schützen. Wäre das Thier mit längern Beinen versehen, so würde es der schneidenden Kälte und den Schnee herabwirbelnden Winden viel mehr preis gegeben seyn. Das dicke Haar schützt es gegen dergleichen aufs kräftigste und im Winter wird dasselbe noch überdies zu einem wahren Pelze. Auch der Bau des Auges verdient bemerkt zu werden. Die Höhle desselben ist so organisirt, daß das Thier freie Umsicht behält, ohne von diesen Haaren beschränkt zu werden.

So gegen die Unbilben des Polarwinters geschützt, leben diese Thiere glücklich und froh und treiben sich in Gegenden, wohin sich selten ein menschlicher Fuß wagt, in großen Heerden herum, wo ihnen ihr Aufenthalt so angenehm zu seyn scheint, wie eine lachende Wiese unserm ganz anders gestalteten Hornvieh. Man findet sie selten von großen Wäldern entfernt, weiden sie aber einmal im Freien, so sind ihnen Felsen und Berge am liebsten, und sie klettern da an den Klippen und in den Schluchten umher, wie wir es bei unsern Ziegen und Gemsen zu sehen gewohnt sind. Gras, Moos, Weidenzweige, Tannenschößlinge sind ihr liebstes Futter. Im Winter halten sie sich, nach Frankreich, immer in Wäldern auf, im Sommer sieht man sie längs der Flüsse. So scheu wie andere Thiere der Wildniß sind sie nicht. Ein Jäger, der nur die Vorsicht braucht, gegen den Wind zu gehen, kann ihnen sehr nahe kommen. Fallen mehrere Schüsse gleichzeitig unter sie, so schließen sie sich nur fester aneinander, statt davon zu eilen, und so können mehrere zugleich getödtet werden. Desto fürchterlicher sind die nur verwundeten Thiere. Sie stürzen sich wüthend ihrem Feinde entgegen, der von Glück zu sagen hat, wenn er ihnen entkommen will. Wölfe und Varen werden von ihnen nicht gefürchtet, sondern, nach Aussage der Indianer, öfters selbst getödtet. Der Bisonochse hinterläßt eine Spur, die der des Rennthieres gleicht, so daß ein sehr geübter Blick dazu gehört, beide zu unterscheiden. Den Namen hat das Thier von dem seinem Fleische anhängenden widrigen Geruche. Im Durchschnitt wiegt ein solches Geschöpf 300, doch auch öfters bis gegen 700 Pfund. Parry erfuhr von den Eskimos, daß sie sich bis nach den nördlichen Gegenden der Baffinsbai hinaufziehen, was jedoch wohl nur während des Sommers der Fall seyn mag. Mit der Rückkehr des Winters gehen sie jedenfalls südlicher.

Flaschenzug.



Bei der Errichtung jedes großen Gebäudes ist wohl unstreitig eine der wichtigsten Fragen die, wie man große Steine und Lasten mit so wenig als möglich Kraft auf eine gewisse Höhe heben kann. Man hat dazu sehr viele und mannigfache Maschinen vorgeschlagen, von denen aber unstreitig eine der einfachsten und brauchbarsten der Flaschenzug ist. Der Flaschenzug ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt, und es wird als Erfinder desselben der berühmte griechische Mathematiker Archimedes genannt. Der Flaschenzug ist eine aus mehreren Rollen zusammengesetzte Maschine. Unter einer Rolle (Fig. 1) versteht man nämlich in der Mechanik eine um ihren Mittelpunkt drehbare kreisrunde Scheibe, die fest oder beweglich sein kann, und über deren Umfang ein Seil geschlagen ist, an dessen Endpunkten Kräfte wirken. Sollte z. B. in L eine Last von 100 Pfund angebracht seyn, so müßte man in K eine Kraft von der Hälfte anwenden, d. i. von 50 Pfund, um sie zu heben. Verbindet man nun mehrere solche feste und bewegliche Rollen, so entsteht der in der Mechanik so wichtige Flaschenzug.

Man unterscheidet hier den gemeinen und den Potenzflaschenzug. Bei dem gemeinen Flaschenzug (Fig. II) sind alle beweglichen Rollen in der untern Fassung, und alle feste in der obern angebracht; diese Fassungen werden dann die obere und untere Flasche genannt. An der untern beweglichen Flasche ist die Last angebracht, an der obern, die befestigt seyn muß, wirkt die Kraft. Der Flaschenzug ist auf folgende Art eingerichtet: Von dem untersten Punkt L der obern Flasche geht ein Seil um die erste Rolle M der untern, von dieser wieder über die erste Rolle I der obern nach der zweiten Rolle der untern Q u. s. w. Denkt man sich nun an der untern Flasche eine Last z. B. von 6000 Pfund angebracht, so ist nun die Frage, welche Kraft muß an dem Seile K wirken, um diese Last zu heben. Geht man auf die einfache Rolle zurück, wo eine Kraft von der Hälfte dazu gehörte, so sieht man, daß jetzt, wo sechs Rollen angebracht sind, bloß eine Kraft von dem sechsten Theile erforderlich ist, also hier 1000 Pfund. Daraus folgt allgemein die Regel für den gemeinen Flaschenzug: man dividire

die zu hebende Last durch die Anzahl der Rollen, der erhaltene Quotient ist die Kraft, die angebracht werden muß. Es versteht sich von selbst, daß man die Anzahl der Rollen nicht zu sehr vermehren muß, weil dann die entstehende Reibung und die Verwirrung der Seile eine Unrichtigkeit hervorbringen würde; gewöhnlich gebraucht man Flaschenzüge von 6—8 Rollen.

Der Potenzflaschenzug (Fig. III) unterscheidet sich von dem gemeinen dadurch, daß bei ihm alle Rollen, bis auf eine, beweglich sind. Es laufen nämlich hier die einzelnen Seile, in einer gemeinschaftlichen Ebene liegend, mit einander parallel herab, und jedes Seil ist oben an einen besondern Halter mit dem einen Ende befestigt, während der andere durch den Bügel der nächsten Rolle getragen wird. Um die letzte Rolle V endlich, die oben befestigt ist, geht das Seil, in welchem die Kraft von K wirken soll. Diese Art von Flaschenzügen hat zwar den Vorzug vor jenen, indem hier eine kleinere Kraft erforderlich ist, aber die Last kann zu keiner bedeutenden Höhe gehoben werden und ruht ganz auf dem Bügel der Rolle, wodurch eine große Reibung entsteht. Man findet die erforderliche Kraft, wenn man die Zahl 2 so viel mal als bewegliche Rollen sind, mit sich multipliziert, und die Last durch diese Zahl dividirt. Wären z. B. 4 bewegliche Rollen, so würde man mit 1 Pfund Kraft eine Last von 16 Pfund heben können; mit 6 beweglichen Rollen eine Last von 64 Pfund mit 1 Pfund u. s. w.

Die Cedern des Libanon.

Kein Hain hat sich Jahrhunderte oder gar Jahrtausende so unverändert erhalten, wie der Cedernwald auf dem Libanon. Die Zahl seiner Bäume, etwa 8—900, nach Einigen nur 600, hat nicht abgenommen, aber sich auch nicht vermehrt. Sie hat nicht abgenommen, dafür sorgte immerfort die hohe Achtung, welche man von jeher für diese herrlichen Riesen der Pflanzenwelt hegte, und nicht zugenommen, denn kein Baum wächst, nächst der Eiche, so langsam, als die Ceder, und, da die Hirten des Libanons wegen der Weide, wegen des Schattens, wegen der schönen Bäche, einen großen Theil des Jahres über hier zubringen, so werden die aus den Samen etwa aufschießenden jungen Bäume abgebeissen, ehe sie hinlänglich herangewachsen sind.

Als Berggren*) 1828 den Hain besuchte, sah er sich „vergebens nach einem jungen Sproßling um.“ Außer den Heerden der Bewohner des Libanons trifft man auch in großer Menge Gazellen und anderes Wild, das den jungen Cedernpflanzen schnell ein Ende macht. Wie ist denn nun unter solchen Umständen der Cedernhain selbst emporgekommen? Vielleicht stand er schon auf den Bergen dort, ehe die Erde bewohnt war. Schon die Propheten schildern die Cedern in der Art, wie wir sie jetzt sehen: „von schönen Nestern, dick vom Laube, und sehr hoch, daß sein (des Baumes) Wipfel hoch stand unter großen dicken Zweigen. Die Wasser machten, daß er groß ward, und die Tiefe, daß er hoch wuchs. Seine Ströme gingen rings um seinen Stamm her und seine Bäche zu allen Bäumen des Feldes. Alle Vögel des Himmels nisteten auf seinen Nestern und alle Thiere im Felde hatten Junge unter

seinen Zweigen.“ So singt begeistert Hesekiel XXXI, 3, 4, 6, als er Assur mit einem Cedernbaum auf dem Libanon vergleicht. Kaum 5—6 Menschen können den Stamm eines solchen umklammern, und selbst die Nester haben 8—10 Fuß Dicke. Die größten Bäume der Art sind mit kleinen Mauern umgeben, auf welchen oft Messe gelesen wird; denn noch immer gilt der Hain als eine heilige Stätte, und kein Reisender kommt dahin, ohne mit stiller Bewunderung unter dem Schatten dieser Bäume zu weilen. Die Namen solcher Wanderer sind zum Theil vor Jahrhunderten in ihre Rinde eingeschnitten.

Ueber die Eintheilung der Gebirge.

Das Urgebirge besteht aus mehreren Gebirgsarten, namentlich aus Granit, Gneis, Thonschiefer und einigen andern. Der Granit, obgleich tief unten sich findend, bildet dennoch die höchsten und größten Gebirgsmassen. Merkwürdig, daß sich auch einzelne Granitblöcke in Gegenden finden, wo gar keine Granitberge vorkommen. So einer am Kap der guten Hoffnung von 400 Fuß Höhe und 2400 Fuß im Umfange. Wie ist dieser Fündling dorthin gekommen? Der Granit enthält Metalle, hauptsächlich Zinn. Ebenso enthalten die andern hierher gehörigen Gebirgsarten: der Gneis, dann ein schieferartiger Glimmer und der Thonschiefer, die meisten und verschiedensten Metalle. Sehr natürlich. Metalle bringen in feurigflüssigem Zustande aus dem Innern der Erde herauf, da sie aber die schwersten Körper sind, so haben sie sich auch vorzugsweise nur in die Ritzen und Spalten der untern Gebirge gesetzt.

Das Uebergangsgebirge gehört zwar auch hierher, weil die dasselbe ausmachenden Gebirgsarten sich von denen des vorigen Gebirges nicht unterscheiden; man kann sie aber wegen der organischen Reste nicht zu diesen, und doch wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit denselben nicht zu dem Gebirge der zweiten Ordnung rechnen. Unter die Gebirgsarten des Uebergangsgebirges gehört auch ein schwarzer Kalk, in dem man ganze Strecken findet, die aus Pflanzenthiere zu bestehen scheinen. Und überhaupt, wo Kalk sich findet, darf man vielleicht immer daran denken, daß er aus Schalen und Knochen von Thieren entstanden ist. In diesem Kalle findet sich auch der Marmor, der wegen seiner Feinheit eine so schöne Politur annimmt.

Das Gebirge der zweiten Ordnung enthält des Merkwürdigen eben so viel oder noch mehr. Es besteht aus Sandstein und Kalk mit Steinkohlen und Versteinerungen aller Art.

Sie folgen aber so auf einander: zu unterst Sandstein, dann Kalk, dann wieder Sandstein und wieder Kalk. In dem untersten Sandstein nun finden sich die Steinkohlenlager, die von einem Thon, Schieferthon genannt, umgeben sind. Welch eine ungeheure Menge Pflanzen müssen untergegangen seyn, um solche Lager zu bilden, wenn man bedenkt, daß in England und Schottland, wo die größten Steinkohlenlager vorkommen, jährlich an 150 Millionen Centner ausgeführt werden! Es ist dabei sehr wahrscheinlich, daß diese Steinkohlen nicht aus Bäumen, sondern aus Schilf, Flechten und Farnkräutern entstanden seyen. In diesem Sandstein trifft man auch viel versteinertes Holz an.

Nun folgt Kalk, den man, weil sich an der Nordseite der Alpen ein bedeutendes Lager davon hinzieht, Alpenkalk nennt. Dieser Alpenkalk enthält nun

*) Berggren's Reise in Europa und dem Morgenlande. 2. Th. S. 183. 1833.

eine Menge Versteinerungen, Ammonshörner, von der Größe eines Mühlsteins, bedeckt mit unzähligen kleinen Muscheln, versteinerte Fische und Abdrücke derselben.

Hierher rechnen wir noch den Höhlenkalk, in welchem sich nicht nur Spuren einheimischer Gewächse, besonders von Nadelholzwälbern, sondern auch Reste von Säugethieren, besonders von fleischfressenden, oft in zahlloser Menge, befinden, wobei wir nur im Vorübergehen an die Muggendorfer und Gailenreuther Höhlen in Baiern denken wollen. Oben liegt dann noch über dem bunten Sandstein eine Art Kalk, welche man Muschelkalk nennt, weil sie eine erstaunliche Menge derselben enthält. Hierher sind auch noch zu rechnen die Kreide und die Steinsalzlager.

Das Gebirge der dritten Ordnung unterscheidet sich von dem der zweiten dadurch, daß Versteinerungen ganz bekannter Thiere und Pflanzen in Menge vorkommen, und daß die Schichten der Gebirgsart weit öfter mit einander wechseln.

Das aufgeschwemmte Land endlich bildet die oberste Erdschicht. Es keimen in diesem durch Verwitterung entstandenen, durch Wind und Regen und Ströme in die Thäler und Ebenen geführten Boden zuerst kleine unvollkommene Pflanzen, wie Schwämme, Moose und Flechten, durch deren Auflösung der Boden zur Ernährung größerer Gewächse empfänglich gemacht wird. Wenn nun auch diese absterben, so bildet sich aus ihnen und aus den feinsten Theilen der Gebirgsarten und mit den Ueberresten verweste Thiere und thierischer Stoffe die sogenannte Dammerde, welche als schützende Decke die darunter liegenden Steinarten vor der Verwitterung bewahrt.

Bohnen in Brunnenwasser zu kochen.

Dieses Mittel, welches man Herrn Braconnet, berühmtem Chemisten zu Nantes, zu verdanken hat, besteht darin, daß man zu dem Wasser, in welchem man das Gemüse kocht, etwas Weinessig oder Sauerampfer in Leinwand eingebunden hinzufügt.

Woche vom 3.—9. Mai.

Am 3. Mai 1800 war die Schlacht bei Stockach (im Großherzogthum Baden) zwischen Franzosen und Oestreichern. Schon gegen 10 Uhr begann der Kanonendonner, und zwei Stunden lang dauerte das fürchterlichste Gemetzel, das nur mit der Niederlage der Oestreicher endete. Sie verloren fast ihre ganze Infanterie durch Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Den Siegern blieb reiche Beute.

Am 4. Mai 1741 übergab nach dreitägiger Belagerung der Commandant, Fürst Piccolomini, die Festung Brieg in Schlesien an die Preußen. Die Besatzung erhielt freien Abzug, mußte sich aber verpflichten, in zwei Jahren nicht gegen den König zu dienen. Der General von Kalkstein, der die Belagerung geleitet hätte, und der Ingenieur-Oberst von Wallrave, wurden besonders belohnt, da dieser Platz, wenn das Feuer der Belagerer nicht so wirksam gewesen wäre, wegen seiner starken Befestigung längern Widerstand hätte leisten können.

Am 5. Mai 1762 wurde der Friede zwischen Rußland und Preußen unterzeichnet. Von preussischer Seite leiteten Finckenstein und Herzberg die Unterhandlungen, von Seiten Rußlands der Großkanzler von

Woronzow. Beide Monarchen beschenkten sich jetzt wechselseitig mit ihren Orden. — In demselben Tage starb 1827 Friedrich August, König von Sachsen, ältester Sohn des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen. Er war am 20. Dezember 1750 geboren, kam, noch minderjährig, unter der Vormundschaft seines Oheims, Kaver, zur Regierung, die er erst am 15. Sept. 1768 selbst übernahm, und vermählte sich am 7. Januar 1769 mit Marie Auguste Amalie von Pfalz-Zweibrücken. Am 11. Dezember 1806 machte ihn Napoleon zum König von Sachsen.

Am 6. Mai 1757 fochten Preußen und Oestreicher bei Prag. Die Stellung der Letztern war außerordentlich günstig, durch Sümpfe und Berge gedeckt. Dadurch und durch das mörderische Feuer der feindlichen Kartätschen wurden die wiederholten Angriffe der preussischen Infanterie vereitelt und sie selbst zum Weichen gebracht, auch die Reiterei, auf beiden Flanken überflügelt, begann zu wanken; da stieg der Feldmarschall Schwerin vom Pferde und stellte sich selbst an die Spitze seines Infanterieregiments, nahm die Fahne in die Hand, um den Weg des Sieges zu bezeichnen, den die Preußen fanden; er aber fiel, durch vier Kartätschenkugeln zu Boden geworfen. Sterbend sah er, daß ihm sein Regiment und die übrige Linie folgte und den Feind aufs Neue angriff. Sein Tod bahnte den Weg zum Siege. Friedrich II. ließ ihm ein marmornes Standbild auf dem Wilhelmssplatz zu Berlin errichten.

Am 7. Mai 973 starb Kaiser Otto I. oder der Große, Heinrichs I., des Finklers, und Mathildens Sohn, der mit starkem Willen und hohem Sinne noch wohlthätiger als Karl der Große wirkte. Aber wenn auch Deutschlands politische Hoheit unter ihm zur glorreichsten Vollendung kam, so verstand er es doch minder gut, sich Liebe zu erwerben. — 955 schlug er die Ungarn auf dem Lechfelde, 962 wurde er vom Papst Johann XII. nach Italien berufen und zum römischen Kaiser gekrönt. Er ist ferner der Stifter des Erzbisthums zu Magdeburg, dessen große Domkirche auch von ihm herrührt. Die Hälfte von Otto's thatenreicher Regierung ist mit bürgerlichem Kriege erfüllt; Brüder, Sohn und Eidam stehen gegen ihn auf, doch behielt er die Oberhand über Alle und wurde gewaltiger nach jedem Streit.

Am 8. Mai 1521 brachte Don Juan Manuel, Gesandter Kaiser Karl's V. in Rom, ein Bündniß zwischen diesem und dem Papst Leo X. zu Stande. Dasselbe sollte die päpstliche und kaiserliche Macht verbinden, die Franzosen aus Mailand treiben, Parma und Piacenza der Kirche wieder geben, Ferrara für den päpstlichen Stuhl erobern helfen u. Bald hernach rüsteten sich beide Theile, um in das Mailändische einzufallen.

Am 9. Mai 1800 war das Gefecht bei Biberach zwischen Franzosen und Oestreichern. Schon nach Mittag, um 3 Uhr, drang der französische General St. Cyr zu Biberach ein und erbeutete beträchtliche Magazine. Das Gefecht auf der Ebene wurde immer hitziger, und so tapfer die Oestreicher sich auch gehalten hatten, mußten sie sich doch Abends gegen 5 Uhr von dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde zurückziehen, nachdem sie dreitausend Gefangene, neun Kanonen und ungeschätzbar viele Todte und Verwundete eingebüßt hatten.